

dürfte genügen, als Gegenstück die Frage kirchlicher Oberleitung (sic!) über die Offiziersausbildung in den Kadettenanstalten zur Erörterung zu stellen, um die Sachlage genügend zu beleuchten. — Daß das Verhältnis von Staat und Kirche von Heinrich nicht so gesehen wird, wie es sich aus der dogmatischen Lehre von der Kirche ergibt, kann nicht verwundern; immerhin ist auch hier im einzelnen manches sehr richtig gesehen und schön ausgesprochen. — Auch die Familie kommt nicht genügend zu ihrem vollen Recht, wiewohl auch für sie sehr treffende und eindrucksvolle Worte gesprochen werden und wir froh sein dürften, wenn der Familie vorerst einmal auch nur das wiedergegeben wäre, was Heinrich für sie fordert. Christliche Lebens- und Gesellschaftsauffassung muß mehr für sie fordern.

Nicht recht behagen will die Anwendung des typisch kapitalistischen, obendrein privatwirtschaftlichen Begriffs „Rentabilität“ auf den Wirtschaftszweig Landwirtschaft. Schon vor sechs Jahren (Juliheft 1928) wurde in dieser Zeitschrift der Ruf „Macht die Landwirtschaft rentabel“ als Entmannung und Entwürdigung der Landwirtschaft als Berufsstands und Wirtschaftszweigs abgelehnt und statt dessen gefordert: „Macht die Landwirtschaft lebens- und leistungsfähig.“ Wahrscheinlich will Heinrich für die Landwirtschaft ganz dasselbe, was wir wollen. Trotzdem ist es wohl keine bloße Wortklauberei, wenn wir — ganz unbeschadet der Frage, ob auch nur der privatwirtschaftliche Begriff „Rentabilität“ auf einen naturnotwendig so unkapitalistischen Betrieb wie den landwirtschaftlichen überhaupt sinnvoll anwendbar ist — die Übertragung kapitalistisch-privatwirtschaftlicher Termini auf

wesenhaft nicht privat-, sondern gesellschaftswirtschaftliche oder gar allgemein gesellschaftliche Fragestände vermieden sehen möchten.

Die Auseinandersetzung mit dem Totalitätsbegriff sowie auch die Kritik an Carl Schmitts Staatsauffassung nimmt der Solidarist gern zur Kenntnis.

Leider hat Heinrich sich verleiten lassen — wohl mit Rücksicht auf die Kreise, an die seine Vorlesungen am Düsseldorfer Institut für Ständewesen sich zunächst wandten —, die christliche Sozialphilosophie totzuschweigen. Der „katholischen Staats- und Soziallehre“ insbesondere geschieht nur in einer Fußnote S. 113 eine peinlich berührende Erwähnung. Da die Schrift nach ihrem inneren Wert große Verbreitung verdient und infolgedessen weitere Auflagen wohl bald zu erwarten stehen, so wird der Verfasser hoffentlich diese Gelegenheit wahrnehmen, um der katholischen gesellschaftswissenschaftlichen Arbeit, deren Ertrag in der Enzyklika „Quadragesimo anno“ seine Zusammenfassung und kirchenlehramtliche Bestätigung gefunden hat, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, was ihm um so leichter fallen wird, als er dem Grundsatz „*catholica non leguntur*“ keineswegs huldigt, sondern mit dem einschlägigen Schrifttum recht wohl vertraut ist.

Trotz dieses empfindlichen Schönheitsfehlers, der billigerweise nicht mit Schweigen übergangen werden konnte, bleibt für uns bestehen: alles in allem ein weit über den Durchschnitt hinausragendes Buch, das nicht nur wert ist, aufmerksam gelesen zu werden, sondern mit dem geistig sich auseinanderzusetzen wirklich die Zeit und Mühe lohnt.

Oswald v. Nell-Breuning S.J.

Besprechungen

Zeitfragen

Freiheit und Faschismus. Von Georg Mehliß. 80 (52 S.) Leipzig 1934, W. R. Lindner. Kart. M 1.80

Gegenüber dem faschistischen Staate, der das ganze Leben des Volkes in seinen Bannkreis ziehen will, erhebt sich naturgemäß die Frage nach Recht und Umfang der Freiheit. Daß es im Menschen einen

innern geistigen Bezirk gibt, in den keine weltliche Macht hinabreicht und hinabreichen darf, ist zweifellos, und dasselbe gilt für das Verhältnis des Menschen zu Gott, für das Ringen um das Wahre, Gute und Schöne und für die rein privaten Beziehungen unter den Menschen. Dies hebt der Verfasser gut hervor, und das bildet den Hauptteil seiner Schrift. Aber wie steht es um die eigentlich poli-

tische Freiheit im Faschismus? Nur kurz wird diese Kernfrage berührt. Ob schon dem faschistischen Staat kein endgültiger, absoluter Charakter zugesprochen wird, heißt es doch S. 43: „Wenn wir aber auch der Kritik im Interesse der Wahrheit und der sozialen Gerechtigkeit freie Bahn lassen, so hat diese Kritik am Staat und seinen Einrichtungen doch eine ganz bestimmte Grenze. Sie darf sich nicht auf die Idee, auf den Sinn des Ganzen und auf die leitenden Grundsätze beziehen. Theoretisch läßt sich das nicht rechtfertigen; denn im Prinzip kennt die Kritik keine Grenzen, aber der Staat hat das Recht, in seinem eigenen Interesse und als Anwalt und Vertreter des Volkes, dessen Bestes er im Auge hat, jede Kritik zu verbieten, die an den Grundlagen des Staates rüttelt. Nur die Auswirkung der Idee darf kritisiert werden, nicht aber die Idee selber.“ Gleichwohl soll das persönliche Leben die Quelle ewiger Erneuerung bleiben und aus ihm immer wieder dasjenige hervortreten, was neue Formen des Gemeinschaftslebens bildet (S. 46). Man wird nicht leugnen können, daß diese knappen Andeutungen noch manche Fragen über das Verhältnis von Faschismus und Freiheit offenlassen.

M. Pribilla S. J.

Morgen werd' ich 21. Tage der Entscheidung im Leben eines jungen Mädchens. Von Elisabeth Schneider. 12^o (188 S.) Freiburg i. Br. 1934, Herder. Geb. M 2.80

Ein ungewöhnlich spannend geschriebenes, inhaltlich reiches, psychologisch und ethisch wertvolles Buch. — Es erzählt in temperamentvollen Tagebuchaufzeichnungen die Schicksale eines selbstbewußten Mädchens, das, in einer Kleinstadt aufgewachsen, aus der Enge hinausstrebt, mit kühnen Erwartungen in der Großstadt als Stenotypistin das Leben zu meistern sucht, in freien Stunden den Annehmlichkeiten und Reizen des großstädtischen Treibens sich überläßt, eine Reihe von herben Enttäuschungen durchkostet und schließlich... Mehr soll hier nicht verraten werden!

Nur wer wie Dr. Elisabeth Schneider durch jahrzehntelange Betätigung und unermüdliches Studium auf dem Gebiete der Jugendpädagogik zu Hause und mit dem ganzen Gefühlsleben erwerbstätiger

Mädchen innig vertraut ist, durfte es wagen, die Antwort auf die vielen brennenden Fragen wenigstens andeutungsweise zu geben, die in dem gediegenen Buche gestellt werden, und von deren glücklicher Lösung das Wohl und Wehe der heute heranwachsenden Mädchen abhängt. Der Schluß berührt ein Problem, bei dessen Beurteilung die Meinungen auch der gewissenhaftesten und zugleich menschenfreundlichsten Autoritäten nicht unbedeutend auseinandergehen. Es ist deshalb wohl möglich, daß die nach Umfang bescheidene Schrift eine kleine Diskussion unter den Fachleuten entfesseln wird. Das wäre im Interesse der Sache zu begrüßen. A. Stockmann S. J.

Notizen. Von Dr. Carl Sonnenschein. Ausgabe in einem Bande, ausgewählt u. eingeleitet von Ernst Thrasolt. 8^o (336 S.) Berlin 1934, Buchverlag Germania. Geb. M 3.—

Was in den 10 Heften „Notizen“, diesen in Stil und Sicht einzigartigen „Weltstadtbetrachtungen“ Carl Sonnenscheins, an Schönstem und Bleibendem enthalten ist, hat Ernst Thrasolt, der wie wenige andere den Rhythmus dieses Lebens belauschte, hier in einem Bande der Erinnerung dargeboten. Viele, die Sonnenschein kannten, werden nach dieser reichen — und dabei so wohlfeilen — Gabe greifen; viele, die ihn nicht kannten, werden aus ihr ersehen, wie in dieser Priestergestalt katholisches, deutsches und soziales Fühlen in herrlicher Einheit lebte.

A. Koch S. J.

Ich las eine Rune. Ein Ruf an das junge Deutschland. Von Ernst P. Radusch. 8^o (79 S.) Breslau 1933, F. Hirt. Kart. M 1.50

Mit viel Idealismus wird hier aus den Runen Mystisches und Ethisches herausgelesen oder besser: in sie hineingelegt. Herman Wirth und der „ario-liberale Herr Meier“, den Wilhelm Stapel jüngst im „Deutschen Volkstum“ als Zeitfigur einführte, haben dabei Pate gestanden. Was von Kadners „Deutscher Väterkunde“ gesagt wurde, muß hier wiederholt werden; solange ein Verfasser nachschreibt, was Freidenker aller Sorten an geschichtlichen Verdrehungen gegen Christentum und Kirche vor ihm geschrieben haben — auch hier z. B. wieder die törichte Fabel, man habe „auf